



Bromberg, Sonntag, den 24. November.

— Totensonntag. —

In der morschen Seitenpforte,  
Abseits von der Gräber Reih'n,  
Liegt ein Grab im Mauer Schatten  
Ohne Kreuz und ohne Stein.

Aber auf dem grünen Hügel  
Steht ein flammenroter Strauch:  
„Brennend Liebe“ ist sein Name  
Nach uraltem Volksgebrauch.

Und das Herz, das hier vermodert,  
Hat wohl einst so heiß geblüht,  
Daß entsprossen seinem Staube  
Dieser rote Strauch jetzt blüht.

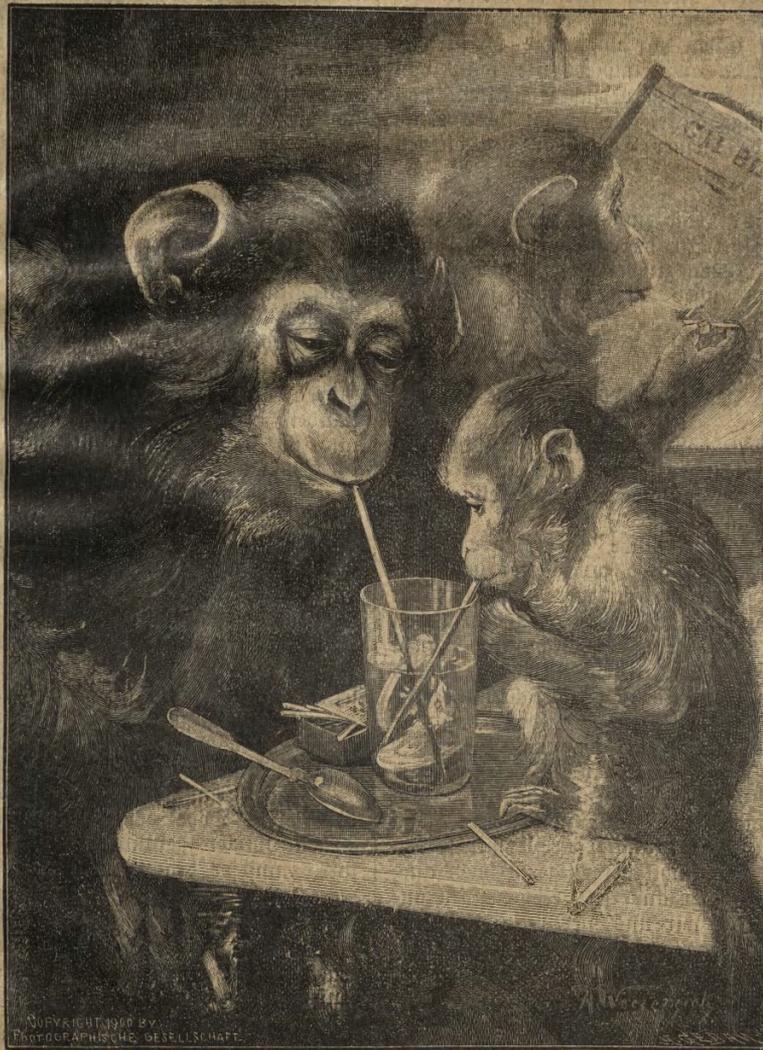
H. v. Poschinger.

— Notwehr. —

Roman von Reinhold Ortmann.  
[Fortsetzung.] [Nachdr. verb.]

Von lang niederwallenden, schwarzen Schleiern ganz verhüllt, so daß weder die Umrisse ihrer Gestalt noch die Züge ihres Antlitzes erkennbar blieben, stützte Klona von Totfalsch sich schwer auf den Arm Eberhards. Sie hatte die Hand mit dem Taschentuch beständig vor dem Gesicht, und ihre Schultern bebten auch wohl in heftigem Schluchzen. Aber es war doch ungewiß, ob sie wirklich weinte.

Die finstere Miene des Majorats Herrn, die wortfarge Zurückhaltung, die er allen Mitleidsbezeugungen gegenüber an den Tag legte, machten dem Verweilen der fremden Besucher im Schlosse bald nach dem Abschluß der eigentlichen Trauerzeremonie ein Ende. Niemand nahm die dargebotene Gastfreundschaft weiter als für einen raschen Imbiß in Anspruch, und schon in früher Nachmittagsstunde war es auf Rudow so still und einsam, wie in jenen Tagen, die dem Tode Joachim Heinrichs folgten. — Um diese Zeit war es, als Klona und Eberhard einander zum ersten Male nach Gabrielens Tode unter vier Augen gegenüberstanden. Sie hatten sich bis dahin immer nur vor Zeugen gesprochen, und auch das war kaum öfter als drei- oder viermal geschehen, denn Klona hatte unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit alle Mahlzeiten auf ihrem Zimmer eingenommen



Bei der Limonade. Nach dem Gemälde von A. Weczerziet.  
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

und war für die übrigen Bewohner des Schlosses fast ganz unsichtbar geblieben. Ihr Verhalten gegen den Schwager war bei jenen flüchtigen Begegnungen ein derartiges gewesen, daß es ungewiß blieb, ob ihre eisige Kälte einer feindseligen Gesinnung entsprang oder ob es die statuenhafte Starrheit eines übergroßen Schmerzes war, die sie so schweigsam und so unnahbar machte. Heute zum ersten Male hatte sie sich ihm aus eigenem Antrieb genähert. Auf dem schweren Gange zu der Gruft, die die sterblichen Leberreste ihrer armen Schwester für immer in sich aufnehmen sollte, hatte sie seinen Arm nicht zurückgewiesen, und sie hatte sich so fest auf ihn gelehnt, wie wenn sie ohne diese Stütze nicht länger im stande gewesen wäre, sich aufrecht zu erhalten. Auch auf dem Rückwege zum Schlosse war sie an seiner Seite geblieben, ohne daß indessen ein einziges Wort zwischen ihnen gesprochen worden wäre. Zur Vestibul hatte ihre Hand für einen Moment seinen Arm mit trampfigem Druck umschlossen, und mit halbverlöschender Stimme hatte sie ihm zugeflüstert: „Ich kann nicht mehr! Führen Sie mich in mein Zimmer hinauf, Eberhard!“

Er war ihrem Verlangen nachgekommen, und als er sich auf der Schwelle verabschiedete, hatte er sie ritterlich gefragt, ob sie noch irgend welches Beistandes bedürfe. Aber sie hatte ihn mit einem entschiedenen Kopfschütteln jernerer Bemühungen überhoben.

„Ich danke Ihnen. Für jetzt brauche ich nichts als Einsamkeit. Aber wenn Sie mir am Nachmittag eine Viertelstunde schenken wollen, so werde ich mich Ihnen dafür verpflichtet fühlen. Es dürfte doch notwendig sein, nunmehr die Dispositionen für die nächste Zukunft zu treffen.“

Als er dann am Nachmittag durch eines der Mädchen hatte fragen lassen, wann ihr sein Besuch genehm sei, hatte ihn Flona sogleich zu sich gebeten, und nun fand er sie mitten in einer Thätigkeit, die ihm keinen Zweifel gestattete, daß sie sich auf eine baldige Abreise vorbereite.

Aber er zeigte darüber weder Erstaunen noch Bedauern.

„Wie ich sehe, wollen Sie Rudow verlassen, Flona,“ sagte er nur. „War es deshalb, daß Sie mich zu sprechen wünschten?“

„Ja, vor allen Dingen deshalb, Herr Schwager! Sie begreifen, daß ich hier nicht länger verweilen dürfte, auch wenn ich nicht fürchten müßte, daß die Erinnerungen an das Schicksal meiner unglücklichen Schwester mich in diesem düsteren Hause ebenfalls zu Tode peinigen.“

Eberhard erhob die Augen zu ihrem Gesicht, und er sah, daß ihre letzten Worte wohl mehr als eine leere Redensart gewesen waren. Sie sahen in diesen wenigen Tagen wirklich um Jahre gealtert. Der Anblick der Verwüstungen, die der Schmerz um die Dahingegangene in ihrem Gesicht angerichtet hatte, ließ den jungen Witwer seinen Groll gegen sie vergessen, und mit einer Herzlichkeit, wie er sie ihr seit langem nicht mehr gezeigt hatte, reichte er seiner Schwägerin die Hand.

„Suchen Sie mir zu verzeihen, Flona, daß Ihnen durch mich so viel geraubt worden ist. Wahrhaftig, Ihre arme Schwester hatte recht. Es wäre besser gewesen, wenn das Schicksal ihren und meinen Lebensweg niemals zusammengeführt hätte, besser für sie und für uns alle.“

Flona zog ihre Hand rasch aus der seinigen zurück und sagte: „Das ist eine seltsame Sprache für einen Mann, der eben von dem frischen Grabe seiner Gattin kommt. Ich meine, sie sollten sich heute viel eher an das Glück erinnern, das Gabriele in Ihr Leben gebracht hat als an ein Wort, für das sie nicht mehr verantwortlich gemacht werden kann, da es nur die verzweifelte Todesangst und die wahnsinnigsten körperlichen Schmerzen waren, die es ihr auf ihrem Sterbelager erpreßten.“

„Sie haben mich mißverstanden, Flona,“ fiel er ihr in die Rede. „Und vielleicht ist es besser, wenn wir in dieser Stunde nicht weiter über Dinge reden, in denen wir uns, wie ich fürchte, niemals ganz verstehen würden. Wie auch immer Sie sonst von mir denken mögen, jedenfalls dürfen Sie sich versichert halten, daß ich der Toten für die glücklichen Augenblicke, die ich an ihrer Seite verleben durfte, bis an das Ende meiner Tage dankbar bleiben werde.“

Flona schüttelte den Kopf.

„Weshalb sagen Sie mir das? Sie sind jetzt völlig frei und können nach Ihrem Belieben handeln. Ich habe so wenig ein Recht, irgend welche Versprechungen von Ihnen zu verlangen, als ich den Wunsch hege, Versprechungen zu empfangen, die Sie unmöglich halten können.“

„Die ich unmöglich halten kann? — Was soll das heißen, Flona?“

„O, Sie verstehen mich gut genug. Weshalb sollte ich mich noch deutlicher ausdrücken!“

„Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Sie nicht im mindesten verstehe. Und ich möchte Sie recht dringend bitten, sich zu erklären. Wodurch glaubten Sie sich berechtigt, an der Aufrichtigkeit meiner Versicherung zu zweifeln?“

„Es war nicht meine Absicht, eine solche Auseinandersetzung zwischen uns herbeizuführen. Aber vielleicht bin ich es dem Andenken meiner armen Schwester schuldig, Sie wenigstens darüber aufzuklären, daß sie als ein tief unglückliches Weib aus dem Leben geschieden ist — unglücklich durch Ihre Schuld! Ich kann Ihnen nicht verwehren, jene andere an Gabriels Stelle zu setzen, sobald es Ihnen beliebt oder sobald die hergebrachten Schuldlichkeitsbegriffe es Ihnen gestatten; aber ich brauche es nicht zu dulden, daß Sie die Tote, die mir über alles teuer war, jetzt, wo wir unter vier Augen sind, durch eine erheuchelte Trauer noch einmal beschimpfen.“

Auf Eberhards verdürrtem Gesicht kam und ging in raschem Wechsel die Farbe, und er sagte nach schwer erkämpfter Ruhe: „Ich verzeihe Ihrem Schmerz die tödtliche Beleidigung, die Sie mir soeben zugesügt haben, Flona! Aber ich bin nicht berechtigt, Ihnen auch die Kränkung zu verzeihen, die Sie einer anderen, Abwesenden anthun. Und nur die Situation, in der wir uns hier befinden, kann mich der Nothwendigkeit überheben, Ihnen die gebührende Antwort darauf zu geben. Glauben Sie mir, daß es eine peinliche Beschämung ist, die ich Ihnen damit erspare.“

Um die schmalen Lippen des Mädchens zuckte es wie in bitterem Hohn.

„Ich weiß diese zarte Rücksicht nach ihrem ganzen Werte zu würdigen. Und ich konnte wohl von vornherein darauf gefaßt sein,

auf solche oder ähnliche Art abgefertigt zu werden. Daß meine persönliche Ueberzeugung dadurch irgendwie geändert werde, haben Sie natürlich nicht erwartet. Und es will mir beinahe scheinen, als hätten Sie sich auch das Pathos sparen können, denn schließlich bin ich doch nicht mehr jung und unerfahren genug, um mir von tönenden Phrasen imponieren zu lassen, wo die Thatfachen eine so nüchterne Sprache reden.“

„Welche Thatfachen, Flona?“

„Ah, Sie sollten mich nicht zwingen, sie aufzuzählen. Und es wird genug sein, wenn ich eine einzige auführe. Sagen Sie mir doch, Herr Schwager, warum Hilde von Nochtitz heute der Bestattung meiner Schwester ferngeblieben ist und warum sie es nicht einmal für angemessen gehalten hat, mir ein Wort der Teilnahme zu senden.“

Eberhard griff in die Tasche und reichte ihr einen offenen Brief. „Lesen Sie,“ sagte er, „wenn Sie denn durchaus gezwungen werden wollen, einem edlen Mädchen, das hoch über alle niedrigen Verdächtigungen erhaben ist, Abbitte zu leisten.“

Aber Flona wies mit einer stolzen Handbewegung das Blatt zurück.

„Ich möchte mich nicht in die Geheimnisse Ihrer Korrespondenz mit dem Fräulein von Nochtitz drängen. Sie würde Ihnen und mir eine solche Indiskretion wahrscheinlich nur schwer verzeihen.“

Wieder mußte Eberhard in neu aufsteigendem Zorn für einen Augenblick die Lippen zusammenpressen, ehe er mit scheinbarer Ruhe zu antworten vermochte: „Sie sind im Irrtum! Der Brief ist nicht von meiner Base, sondern von der Generalin von Holleben, in deren Hause und unter deren Schutz sie sich gegenwärtig befindet. Die Generalin teilt mir mit, daß Hilde ernstlich erkrankt sei, so ernstlich, daß man noch nicht einmal habe wagen können, ihr die aus Rudow eingetroffene Trauerkunde mitzuteilen. Begreifen Sie nun, weshalb weder sie selbst noch ein Wort des Beileids von ihr hier eintreffen konnte? Und sehen Sie endlich ein, zu welchen Ungerechtigkeiten Ihr blinder Haß gegen Hilde Sie verleitet?“

Mit einer hochmüthigen Bewegung warf Flona den Kopf zurück.

„Ich sehe nichts ein, als daß Sie vortrefflich gerüstet sind, Herr Schwager, und daß uns diese fatalen Erörterungen in der That schwerlich zu irgend einem Ziele führen werden. Welche Bewandnis es auch immer mit dem Briefe dieser hilfreichen Generalin, mit Fräulein Hildens fluchtartiger Abreise und mit ihrer Erkrankung haben mag, die sie zu so gelegener Zeit von allen unbequemen Aeußerungen der Teilnahme entbindet, — an dem, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen eigenen Ohren gehört habe, wird dadurch natürlich nichts geändert. Und Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, daß ich von blindem Haß gegen das Fräulein erfüllt sei. Die Empfindungen, die ich für Ihre Base hege, würden mit einem ganz anderen Namen zu bezeichnen sein, aber ich erspare es Ihnen und mir, ihn auszusprechen.“

„Und Sie thun wohl daran, Flona, denn auch die Langmut, die mir die Gesetze der Ritterlichkeit einer Dame gegenüber zur Pflicht machen, hat schließlich ihre Grenzen. Darf ich fragen, welche Entschlüsse Sie in Bezug auf Ihre Reise gefaßt haben, und in welcher Weise ich Ihnen meine Dienste zur Verfügung stellen kann?“

„Ich begeben mich selbstverständlich zu meiner Tante, der Gräfin Teleky, die mir trotz ihrer Kränklichkeit ein Stück Weges entgegen fahren wird, um mich in Wien zu empfangen. Unter diesen Umständen brauche ich keine andere Begleitung als die meiner Base, und ich möchte Ihre Güte nur insofern in Anspruch nehmen, als ich Sie bitte, mich morgen früh zur Station bringen zu lassen.“

Eberhard verbeugte sich zustimmend.

„Ich danke Ihnen, Eberhard! Und nun noch ein letzter, kleiner Auftrag, mit dem ich Sie zu meinem Bedauern behelligen muß. Ich hätte es längst thun sollen, aber in den schmerzlichen Aufregungen dieser letzten Tage konnte eine so geringfügige Sache wohl zeitweilig meinem Gedächtnis entschwinden. — Ich verwahre da einen Gegenstand, der mir nicht gehört und den ich Ihnen übergeben möchte, da Sie ohne Zweifel viel eher Gelegenheit finden werden als ich, ihn seiner rechtmäßigen Eigentümerin wieder zuzustellen.“

Sie war zu der Schatulle gegangen, in der sie ihre Schmucksachen verwahrte, und Eberhard sah, daß sie ihr einen einfachen, glatten Armreif von oxydiertem Silber einnahm.

„Ihr Kammerdiener hat dies Armband am Morgen nach Gabriels Tode beim Aufräumen vor dem Schreibtisch in Ihrem Arbeitszimmer gefunden,“ fuhr sie mit erheuchelter Unbefangenheit fort, „und er brachte es mir, weil er es für mein Eigentum hielt. Ich glaubte in Ihrem Interesse zu handeln, wenn ich es annahm, ohne ihn über seinen Irrtum aufzuklären.“

Eberhard hatte den Reif längst erkannt, denn er hatte ihn ja Tag für Tag am Handgelenk Hildens gesehen, die ihn als teures Andenken an eine verstorbene Verwandte immer zu tragen pflegte, und er zweifelte nicht, daß hinter diesem Auftrag Flonas irgend eine tückische Absicht verborgen sei. Mit einem Stirnrunzeln fragte er: „In meinem Interesse? Das ist mir vorläufig noch unverständlich, Flona!“



Der Zar, bei den französischen Manövern die neuen Feldgeschütze besichtigend.

„Verzeihen Sie, wenn ich mich ungeschickt ausgedrückt habe,“ jagte sie mit einer Sanftheit, die ihn mehr empörte, als ihre vorige höhnische Schärfe, weil er gut genug wußte, daß ihn der Stoß, zu dem sie ausholte, nur um so tiefer treffen sollte. „Und denunzieren Sie mich, bitte, dem Fräulein von Kochly nicht wegen Fundunterschlagung, weil ich es thörichterweise für besser hielt, mich dieses Vergehens schuldig zu machen als gewisse diskrete Vorkommnisse dem Verebe der Dienerschaft preiszugeben.“

„Bei Gott, Klona, Sie machen es mir schwer, Ihnen ruhig zu antworten. Was für ein abscheulicher Verdacht ist es denn eigentlich, den Sie an diesen harmlosen Fund meines Dieners knüpfen?“

„Kein abscheulicherer als der, den wahrscheinlich auch jeder andere hegen würde, wenn er unter so besonderen Umständen ein Stück von der Toilette einer Dame im Zimmer eines Mannes fände, der weder ihr Gatte noch ihr Bruder ist. Ich hätte ja allerdings nicht die geringste Ursache gehabt, ausnehmend zarte Rücksichten auf den Ruf des Fräulein von Kochly zu nehmen; aber um meiner unglücklichen Schwester willen, deren irdische Hülle —“

Eberhard ließ sie nicht ausreden. Er war mit seiner Fassung zu Ende und nur mit äußerster Anstrengung noch hielt er den Ausbruch seines Unwillens zurück, dessen drohende Anzeichen sie deutlich genug in dem Aufblitzen seiner Augen und in dem Beben



Prinzessin Hairie Hanen, Führerin der türkischen Frauenbewegung.

seiner Lippen hatte wahrnehmen können. Hastig griff er nach dem Armreif, den sie vor ihn auf den Tisch gelegt hatte, und mit gebieterrischer Entschiedenheit fiel er ihr ins Wort: „Lassen Sie es genug sein, Klona! Auch ich bin nur ein Mensch und meine Geduld ist die eines Menschen. Ich will nicht vergessen, daß Sie Gabriels Schwester sind, und daß Sie

unter meinem Dache das Gastrecht genießen; aber daß ich nicht wider meinen Willen gezwungen werde, es zu vergessen, ist es besser, daß ich Sie jetzt verlasse. Bedürfen Sie vor Ihrer Abreise noch nach irgend einer Richtung hin meiner Dienste, so bitte ich Sie, ganz über mich zu befehlen.“

Ihre Antwort bestand nur aus einem kurzen, stummen Neigen des Hauptes, und Eberhard ging. Sobald er sein Arbeitszimmer erreicht hatte, klingelte er nach dem Kammerdiener. „Ist es richtig, daß Sie dies Armband gefunden haben?“ fragte er, ihm den silbernen Schmuckgegenstand entgegenhaltend.

„Zu Befehl, Herr Baron! Ich fand es am Morgen nach dem Feste hier vor dem Schreibtisch des gnädigen Herrn.“

„Und Sie überbrachten es dem Fräulein von Totfaluhy, weil Sie es für das Eigentum dieser Dame hielten? — Nun, ich will Ihnen keinen Vorwurf daraus machen, obwohl Sie sich in Zukunft besser damit begnügen, Gegenstände, die Sie in meinem Zimmer am Boden finden, aufzuheben und an einen passenden Platz zu legen, wo sie von mir bemerkt werden können. Fräulein von Kochly muß das Armband hier verloren haben, als sie am Vormittag auf meinen Wunsch einiges in meinem Zimmer ordnete!“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Baron; aber ich weiß bestimmt, daß der Reif noch nicht dort auf dem Teppich lag, als ich am späten Nachmittag des Festtages die Lampen anzündete.“

Auch Eberhard wußte, daß dies nicht der Fall gewesen sein konnte, denn eine jener zufälligen Fügungen, die oft so bedeutsam in ein Menschenleben eingreifen, wollte, daß er sich mit voller Gewißheit erinnerte, den glatten, silbernen Reif noch an Hildens Arm gehen zu haben, als er seine letzte, inhaltschwere Unterredung mit ihr geführt.

„Es ist gut — das ist ja ganz nebenfächlich,“ schnitt er alle etwa beabsichtigten Darlegungen des Dieners ab, und dann, nach kurzem Zaudern wie nach innerem Kampfe, flügte er hinzu: „Ist Ihnen etwas davon bekannt, daß während der letzten zwei Stunden vor dem Aufbruch der Gäste irgend jemand in meinem Zimmer gewesen sei?“

„Nein, Herr Baron, davon weiß ich nichts! Ich war ja auch unten beim Servieren beschäftigt.“

Aber wenn der Herr Baron befehlen werde ich mich bei den Mädchen, die sich während der Tafel hier im oberen Stockwerk befanden, erkundigen, ob —“

— „Nein, nein!“ wehrte Eberhard mit einer entschiedenen Handbewegung.

„Es war nur eine beiläufige Frage, und die Sache ist ohne alle Bedeutung.“

Der Kammerdiener verbeugte sich und ging, um die Befehle des gnädigen Fräulein für ihre morgen bevorstehende Abreise zu empfangen.

Daß Hilde vor ihrer Abreise noch einmal in seinem Zimmer gewesen war, durfte Eberhard kaum bezweifeln; aber sie konnte dafür hundert naheliegende Beweggründe gehabt haben, und es hätte für ihn kaum einen Anlaß gegeben, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, wenn er selbst nicht schon vor mehreren Tagen eine Entdeckung gemacht hätte, die ihm unter anderen Umständen sicherlich Anlaß zu einer umfassenden und gründlichen Untersuchung gegeben haben würde.

[Fortsetzung folgt.]



Oberlehrer Dr. Heinrich Schröder.

## — ✦ — Ein netter Bräutigam. ✦ —

Eine lustige Gaunergeschichte von Paul Blif.

[Nachdruck verboten.]

**M**an weiß ja: ist die Kasse nicht daheim, dann tanzen die Mäuse auf Tisch und Stühlen herum.

Als der Justizrat Lehmann abfuhr, prägte er es dem kleinen fieschen Dienstmädel noch extra ein, daß sie gut Acht geben solle auf die Wohnung und keinem fremden Menschen den Eintritt gestatten dürfe.

Raum aber war der alte Herr abgefahren, da hatte die kleine Lotte, die so lange das unschuldigste Gesicht von der Welt gemacht, auch schon wieder alles vergessen, was sie dem Herrn Justizrat gelobt hatte.

Das kleine lebensstolle Mädel that einen lustigen Zauber, nahm das Häubchen vom Haar, band die weiße Schürze ab und machte dann sorgfältige Toilette, indem sie sich mit ihrem allerneuesten Kleide schmückte.

Als dies geschehen war, trat sie musternd vor den großen Spiegel; oh, sie konnte zufrieden sein, so, wie sie jetzt ausschaute, durfte sie sich schon sehen lassen; befriedigt lächelte sie ihrem Spiegelbilde zu.

Da schlug die Uhr neun, und da erschrak sie, denn jetzt mußte „er“ ja bald kommen. Schnell lief sie in die Speisekammer und trug auf, was sie vorband; dann holte sie eine Flasche Wein herauf, legte die beiden Serbieten kunstvoll zusammen, stellte frische Blumen auf, und nach wenigen Minuten sah der Tisch so einladend aus, daß jedes verwöhnte Auge seine Freude daran haben konnte. Plötzlich schlug die Glocke an. Lotte fuhr mit freudigem Schreck zusammen; daß konnte nur „er“ sein! Schnell lief sie hinaus, um ihn einzulassen.

Aber „er“ war es nicht, sondern die Bertha war es, eine Freundin, die sie vor einigen Wochen auf dem Tanzboden kennen gelernt, und mit der sie sich dann nach und nach enger befreundet hatte, weil sie ein solides, gebildetes Mädchen war.

„Du mußt mir einen Gefallen erweisen, Lotte.“ bat die Eintretende.

„Wenn ich es kann, herzlich gern,“ antwortete Lotte ein wenig kleinlaut, und verbarg ihre Enttäuschung über den unerwarteten Besuch, so gut es ging.

„Du mußt mir für heute unbedingt Nachtquartier geben.“

Erschrocken fuhr Lotte zusammen und starrte die Freundin an.

„Du darfst mich nicht abweisen, Lotte!“ bat die andre weiter, „ich habe mich mit meiner Herrschaft erzürnt und bin sofort abgegangen; ich habe hier keine Verwandten oder Bekannten, bei denen ich bleiben könnte, und in einen Gasthof allein zu gehen, getraue ich mich nicht; also sei so gut und gewähre mir bis morgen früh Obdach, dann fahre ich zu meinen Eltern.“

Ein wenig verlegen antwortete Lotte: „Ich möchte Dir gar zu gern gefällig sein, liebe Bertha, nur trifft es sich gerade heute recht ungünstig, meine Herrschaft ist nämlich verreist!“

„Aber um so besser!“ rief Bertha und kam ohne weiteres näher, „da mußt Du mich unter allen Umständen hier behalten!“

Und Lotte, die jetzt nicht mehr gut „nein“ sagen konnte, wurde immer verlegener und folgte besorgt der vorangehenden Freundin.

Als sie im Speisezimmer waren, lächelte Bertha schelmisch: „Ah, Du hast ja für zwei Personen gedeckt! — Nun verstehe ich auch, weshalb Du mich zuerst abweisen wolltest! Aber sei außer Sorge, ich störe Euch nicht.“

Erröthend entgegnete Lotte: „Du kennst ihn ja auch; der Mechaniker ist es, den ich damals beim Tanzen kennen lernte, er wird mich heiraten, ja, Weihnachten feiern wir Verlobung, ich habe ihn heute zum Abendbrot eingeladen, um mich mal zu revanchieren, denn er führt mich ja jeden Sonntag aus.“

„Du brauchst auf mich keine Rücksicht zu nehmen,“ sagte Bertha, „zeig mir nur, wo ich schlafen soll, ich bin nämlich totnüde.“

„Du schläfst wohl am besten in dem Fremdenzimmer,“ sagte Lotte, „da ist alles zurecht gemacht; komm nur, ich führe Dich gleich hinüber.“

Zwei Minuten später war Lotte wieder allein. Sie hatte sich nun von dem Schreck erholt, aber es war auch die höchste Zeit, denn kaum eine Minute später schlug die Glocke wieder an.

Zaghaft öffnete Lotte. Diesmal aber war es wirklich der Erwartete. Mit einer stürmischen Umarmung begrüßte sie ihn.

Lächelnd trat er näher.

„Oh, schon feierlich gedeckt! Ich habe auch einen Varenhunger mitgebracht!“ Plötzlich fragte er: „Sind wir denn auch ganz ungestört?“

Lotte beruhigte ihn, verschwieg aber die Anwesenheit der Freundin.

„Ihr wohnt recht hübsch,“ sagte er, indem er durch die Zimmer ging und prüfend seine Blicke umherwarf, „alles geschmackvoll und reich, das muß man sagen.“ Mit Bewunderung sah Lotte zu ihm hin; wie hübsch er ist, dachte sie, und was für eine schöne, kraftvolle Figur er hat.

Als er mit seinem Rundgang zu Ende war, kehrten sie zurück ins Speisezimmer und setzten sich zum Essen nieder.

„Wie gut man es doch haben kann,“ sagte er, indem er tapfer aß und trank, „wenn man solch ein hübsches trauliches Heim bewohnt.“

„Daß nur,“ tröstete sie ihn, „auch wir wollen uns ein gemütliches Heim einrichten, und dann koche ich Dir alle Deine Lieblingsgerichte, so daß Du Dich zu Hause auch wohl fühlen sollst.“

Er lachte, umfaßte und küßte sie, so daß sie ganz glücklich war und in seinen Armen alles vergaß.

Dann aßen und tranken sie, plauderten und scherzten und küßten sich bei jeder Gelegenheit.

Plötzlich klagte sie, daß ihr der Kopf so schwer werde und eine stetig zunehmende Müdigkeit sie befallte.

„Der Wein wird Dir wohl zu schwer sein,“ tröstete er sie, und sah sie mit verstoßenem Lächeln von der Seite lauernd an.

Sie aber nidte nur und sank müde in seine Arme, an seine Brust.

In demselben Augenblick preßte er sie an sich und zwar so, daß er mit einer Hand ihre beiden Arme fest zusammenhielt, dann holte er mit der anderen freien Hand einen Knebel aus seiner Rocktasche und steckte ihr denselben in den Mund, alsdann preßte er ihre beiden Hände durch eine Spange zusammen, und ebenso dann auch ihre Füße, so daß sie eine Minute später ge esselt und hilflos dalag.

Mit entsetzten Augen starrte sie ihn an; der Schreck hatte sie sogleich wieder zur Besinnung gebracht.

„Du brauchst gar nichts zu befürchten, mein Schatz,“ tröstete er sie mit diabolischem Lächeln, „Dir geschieht rein gar nichts zu Leide; ich will nur Deiner Herrschaft ein wenig von dem Ueberfluß wegnehmen, der sich hier so prächtig breit macht.“

Er ließ sie liegen und machte sich nun daran, Wästen und Kasten aufzuziehen und deren Inhalt zu durchwühlen.

Mit der Geschicklichkeit eines Menschen, der an solche Arbeit gewöhnt ist, brach er Schließler auf, hob Niegel hoch und sägte die Scharniere von Schrankthüren aus. Aber seine „Arbeit“ war auch von Erfolg gekrönt, denn er fand reiche Beute, und nicht nur Goldsachen und Juwelen, sondern auch bares Geld in ziemlicher Menge, so daß sich diese kleine Anstrengung immerhin als sehr lohnend erwies. Als er die Umschau für vollendet erachtete, packte er alles geschickt zusammen, machte ein kleines, ganz harmlos aussehendes Paketchen daraus und ging dann in das Speisezimmer zurück, wo die arme Lotte noch immer sich vergeblich bemühte, ihre Fesseln zu lösen.

„So, mein Schatz,“ sagte er lächelnd, „nun muß ich Dich verlassen. Wir werden uns nun Adieu für immer sagen müssen, denn daß Du jetzt noch darauf bestehen wirst, mich zu heiraten, daß darf ich doch wohl kaum annehmen. Ich wünsche Dir also viel Glück auf Deinen ferneren Lebenswegen, und wenn Du Dir wieder einmal einen Bräutigam aussuchst, wirst Du wohl ein bißchen vorsichtiger sein,“ — er hob sein Paketchen, winkte ihr noch einmal mit schadenfrohem Lächeln zu und schritt dann nach der Thür.

In diesem Augenblick erschien die Freundin Bertha in der Thür des Fremdenzimmers; sie hielt einen kleinen Revolver in der Hand, zielte auf den Gauner und sagte mit fester, energischer Stimme: „Halt! Sie sind mein Arrestant, noch einen Schritt und ich schicke Sie nieder.“

Der Spitzbube, der alles andere, nur dies Hinderniß nicht erwartet hatte, war so betroffen, daß er einen Augenblick ratlos da stand; dann, um zunächst der Waffe zu entkommen, trat er ein paar Schritte zurück, so daß er das andere Zimmer erreichte.

Raum aber war er dort eingetreten, als das mutige, junge Mädchen sofort die Thüre zuwarf und verriegelte. Nun war der Dieb gefangen. Das Zimmer hatte nur den einen Ausgang und aus dem Fenster konnte er nicht springen, weil die Wohnung im zweiten Stock lag. Jetzt lief Bertha ans Fenster, ließ ein Pfeifensignal ertönen, und im gleichen Augenblick erschienen unten auf der Straße einige Polizeibeamte, die, vom Wächter geführt, in das Haus eilten und die Treppen hinaufstürmten. Bald war der überlistete Gauner in Fesseln und wurde abgeführt. Und nun erst machte sich das junge Mädchen daran, der armen Lotte, die mehr tot als lebendig war, die Fesseln zu lösen.

„Oh, wie danke ich Dir! Das werde ich Dir nie vergessen!“ jagte die nun befreite Lotte mit schluchzender Stimme und sank der Freundin an die Brust. Bertha aber tröstete sie und sprach: „Ich bin nicht die, für die Sie mich gehalten haben, ich bin Geheimpolizistin, und habe mich zu der Komödie hergegeben, weil es meinen Ehrgeiz lockte, diesen höchst gefährlichen Spitzbuben zu fangen, dem die Behörde schon lange vergeblich nachspürt. Deshalb habe ich damals jenes Balklokal besucht, wo wir uns kennen lernten, und weil ich sah, daß der Gauner mit Ihnen bekannt war, deshalb suchte auch ich mich mit Ihnen zu befreundeten. Seit der Zeit habe ich Sie beide stets im Auge gehabt und Sie auch stets beobachtet lassen. So wußte ich auch, daß Sie heute den galanten Verbrecher empfangen würden, und so vermutete ich, daß er heute den Diebstahl hier ausführen würde, denn ich kenne ja die Spezialität des Gauners Sie werden nun begreifen, weshalb ich hier war. Danken Sie Gott, daß Sie diesmal mit dem bloßen Schreck davon kamen, und in Zukunft machen Sie nicht wieder solche leichtsinnigen Streiche, wenn Ihre Herrschaft nicht daheim ist.“

Damit ging sie. — Als Lotte allein war, begriff sie erst alles. Und nun freute sie sich wirklich, daß sie so mit dem bloßen Schreck davongekommen war.



„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!“ Nach einem Gemälde von J. F. Gretsche.

# Lucie Rawen.

Roman von Ferd. Gruner.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Das weiße Haupt Eichentrens senkte sich tiefer und tiefer, bis auf die stürmende Brust und riß den halben Oberkörper mit, wie wenn ein Todesschlag gegen ein Tier geführt. Im nächsten Augenblicke aber bog er es in den Nacken zurück, und die geröteten Wangen leuchteten in der Dämmerung, die das Zimmer erfüllte, fast phosphoreszierend.

„Du weißt also, was darin war?“ fragte er endlich. Es war eine tonlose, heisere Stimme.

Sie nickte.

„Auch die Papiere von . . .“

„. . . Malcher —“ ergänzte Lucie, wie von Fieber durchschüttelt und doch von einer mutigen Stärke erfüllt. Sie hatte blitzschnell begriffen, um was es sich handle.

Er griff hastig nach ihrem Arme.

Aber sie wich ihm geschickt aus und wollte hinaus. Da er die Thüre gegen das Vorhaus gedeckt hielt, stürzte sie in das Nebenzimmer, einen kleinen Salon. Eichentreu stürzte mit einem gräßlichen Fluchworte hinterdrein. Von einer wahn sinnigen Angst erfasst, durchstürmte Lucie den Raum. Glücklicherweise war die nächste Thüre ebenfalls geöffnet. Sie warf einen Sessel und einen Tisch um, ihm in den Weg, und wirklich hörte sie ein schweres Poltern, ein dumpfes Wort, und der kurze, röchelnde Atem hinter ihr war einen Augenblick nicht hörbar.

Das Schlafzimmer war das letzte in diesem Flügel, von dort führte eine Thüre auf den Korridor. Sie durchschlug die Zimmer, zu jener Thüre stürzte sie, riß an dem Schlosse, aber es war gesperrt. Die junge Frau stemmte sich mit aller Macht daran, doch das schwere, uralte Messing war zu festgefügt, und auch das massive Eichenh Holz gab nicht nach. Schon hörte sie wieder das dumpfe Geräusch der polternden Schritte Eichentrens hinter sich.

Die Thränen flossen über ihre todblassen Wangen, die Lippen versagten ihr fast den Dienst, aber die Geistesgegenwart verließ sie nicht. In dem eleganten Nachtkästchen neben ihrem Bette lag ihr stets geladener Revolver. Sie riß ihn an sich, dann wandte sie sich der Thüre zu, von welcher Eichentreu kaum zwei Schritte entfernt war, und warf sie ins Schloß. Sie suchte nach einem Riegel, leider fehlte dieser. So drückte sie sich mit ihrem ganzen Körper gegen die Thüre.

Einige Minuten vermochte die junge Frau wohl dem wuchtigen Anpralle zu widerstehen, aber ihre Kraft versagte rasch im Uebermaß der Aufregung.

Ein mattes Beben durchschüttelte sie, die Hände wurden kraftlos und gehorchten nicht mehr. Sie ließ endlich das Thüerschloß los, so daß diese beim nächsten Anpralle aufschlug, und zwar so jäh, daß Eichentreu selbst zu Boden stürzte.

Lucie flüchtete auf die entgegengesetzte Seite des Zimmers.

Der Revolver war ihr bei der Thüre entfallen. Sie besaß nun gar keine Waffe.

Mühsam erhob sich Eichentreu vom Boden und nahm den Revolver zu sich. Das graue, schweigende Gesicht war häßlich, eine zerrissene Fratze, mit einem feinen, blutigen Striche, der über die linke Wange fast bis zum Munde ging.

„Da bist Du ja endlich,“ keuchte er und hob den Revolver empor. Aber er zitterte mit dem Arme und setzte ihn wieder ab.

Das Gewitter war draußen losgebrochen und tobte mit ohrenbetäubender Gewalt. Schlag folgte auf Schlag, und gelbblackernde Blitze durchlochten das Zimmer. Dumpf grollend schien sich die Wucht des Donners immer mehr zu verstärken.

Der blitzende Lauf der tödlichen Waffe hob sich wieder.

Da trat aus der gegen jene Zimmer gewendeten Thüre, welche die entsetzliche Jagd durchmessen, als eben ein mattes Aufklackern des Blitzes den Raum beleuchtete, eine hohe Greisengestalt. Eine mächtige Stirn, von weißem Haar unwallt, ein Gesicht von Furchen durchquert, mit großen, von weißen, buschigen Brauen überschatteten Augen. Ein fragender, zürnend-ernster Zug lag um die leise bewegten Lippen.

Eichentreu ließ den Revolver sinken, ein Gurgeln drang aus seiner Kehle. Sein hagerer Körper schwankte, wie ein vom Sturme geschüttelter Baum.

„Rawen,“ rief er.

„Rawen,“ schallte es ausschleichend vom Bette her, hinter welchem Lucie kauerte.

Der Greis trat einen Schritt näher.

„Herrgott,“ ächzte Eichentreu und ein Zittern durchlief den Körper. Entsetzen und Wahnsinn sprachen aus dem Gesichte, in dem nur die weitgeöffneten Augen Leben verrieten.

Plötzlich blühte die Waffe an Eichentrens Schläfe, ein Knall und er stürzte der Länge nach auf den Boden.

„Um Gotteswillen, was geht da vor?“ rief nun der Fremde

und beugte sich zu Eichentreu nieder, der eine matte Geberde des Schreckens machte und vergeblich sich zu erheben versuchte.

Nun wagte sich auch Lucie herbei.

„Doktor Jordan,“ rief sie erschreckt und erfreut zugleich, als der schneeige Kopf des Arztes, der neben dem Gutsherrn kniete und ihm die Kleider auf der Brust geöffnet hatte, sich zu ihr wandte.

Der Alte nickte ernst.

„Zawohl, meine Gnädige. Ich kam wohl eben recht, um etwas Fürchterliches zu verhüten. Nun aber — darf ich um Verbandzeug, Seiden, Watte, Wasser bitten?“ unterbrach er sich selbst.

Die junge Frau eilte davon. In kürzester Frist brachte sie das Gewünschte. Dr. Bollant kam mit ihr; er trug eine brennende Lampe.

Die Herren begrüßten sich stumm.

Eichentreu, welcher öfters die Besinnung verlor, wurde in sein Bett gelegt, das dicht neben der Thüre stand.

Als die ärztliche Untersuchung beendet war, erklärte Dr. Jordan: „Die Kugel hat das Gehirn verletzt, Hilfe ist unmöglich.“

Er hatte dies laut gesagt, weil Eichentreu ohnmächtig zu sein schien. Der aber schlug die Augen auf und sah entsetzt um sich. Lange hastete sein Blick auf Lucie, die still schluchzte. Dann sah er Dr. Jordan ins Gesicht.

„Kennen Sie mich?“ fragte dieser.

Der Sterbende schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich bin Doktor Jordan.“

„Jordan,“ murmelte Eichentreu und schien nachzudenken. Dann machte er eine Bewegung des Schreckens.

„Ah, ich weiß.“

„Sie müssen sterben, Eichentreu. Sie werden den Morgen nicht mehr sehen,“ bemerkte Dr. Bollant und stützte den Kopf Eichentrens.

„Lucie,“ tönte es vom Bette her.

Die Gerufene trat heran.

„Du weißt, daß . . . was . . .“

Die junge Frau nickte. „Aber gestehe, laß nicht einen anderen unschuldig leiden.“

Schwer atmend lag Eichentreu eine Weile, dann wandte er sich wieder an Dr. Jordan.

„Sagen Sie mir, Doktor, auf Ehrentwort, glauben Sie, daß meine Wunde tödlich ist?“

„Absolut tödlich, das ist meine innerste Ueberzeugung.“

„Nun dann . . . In dem Kasten, Du weißt ja,“ begann die Augen auf Lucie gerichtet Eichentreu, „waren Briefe, Antwortbriefe von Deinem Vater an mich. Ich war sein Schuldner. Er war ein Edelmann, er hatte lange Geduld. Aber ich verspielte immer alles und meine Schuld wuchs. — Da traf ich ihn einmal, damals. — Ich kam von Bärenstein, am Brettgrund. Ich wollte wieder Geld — er lehnte ab, — weil ich mein Wort betreffs der Rückzahlung nicht gehalten. Dann bat ich um Deine Hand, Lucie — er schlug sie mir ab. — Da erschloß ich ihn. — O, ich habe dies fürchterlich gebüßt . . . Es war war ein Fluch darauf . . . Ich war wahn sinnig, als ich Rawen, Deinen Vater, tötete. Ich wollte im ersten Augenblicke ins Schloß laufen, selbst Värm schlagen, mich anklagen, aber je näher ich hierher kam, desto mehr sank mir der Mut . . . Ich wollte dann alles anzünden, damit man nicht sogleich darauf komme. In die Gekcheuer drüben warf ich die brennenden Zündhölzer, aber da erblickte mich der Lump, der Malcher, er ist tot . . . Von dem hing ich nun ab, ich mußte ihn bezahlen, abbeteln, daß er nichts sage . . . Als ich damals nach Hause kam, war ich mehr tot als lebendig. Der Kopf glühte mir, ich betrank mich besinnungslos, nachdem ich einen Brief an das Bezirksgericht in Bärenstein geschrieben. Ich weiß nicht, was und weshalb ich es that, aber ich glaubte, man würde sonst gleich auf mich verfallen. Und weil ich wußte, daß Rawen mit Horwart im Zwise lebte und ich den in Bärenstein vom Bahnhofe kommen gesehen — lenkte ich auf ihn den Verdacht . . . O, es dachte niemand an mich. Wir waren ja immer gut gewesen — Freunde. Und der Bildhauer kam auch richtig dran. Aber ich . . . hatte keine . . . Ruh . . . und . . .“

Die Stimme Eichentrens wurde tonloser und ruckweiser. Die Augen hatten sich ganz geschlossen. Ein Zittern flog durch den hageren Leib. Matt bewegte er die Rechte, als wollte er sie jemand reichen, aber die Finger griffen ins Leere. Er wurde still. Und als Dr. Jordan ihm ins Gesicht leuchtete, wühlte schon der Tod darin . . .

27.

Noch standen die Drei stumm und erschüttert an dem Bette, da näherte sich mit unsicherem Schritte die alte Frau Rawen. Das einst so ausdrucksvolle Gesicht war verschwommen und blaß, die

Toilette in Verwirrung, das ergrauende Haar hing links tief in die gefurchte Stirn. Die Augen schauten ein wenig ängstlich mit jenem ungewissen, hilflosen Blicke, der den geistig Kranken eigen. In den weichen Hausschuhen wurde der Schritt der Irren fast unhörbar und erst als sie fast beim Bette war, wurde man auf sie aufmerksam, als sie bei ihrem schleppenden Gange den Teppich emporgerissen hatte und taumelnd sich am Bettgestell festhielt.

Lucie stieß einen Schrei aus. Sie wollte die Kranke wegziehen, aber Dr. Jordan hielt sie zurück.

Frau Rawen hatte sich emporgerichtet und sah starren Blickes in des Toten erdfarbenes Gesicht, dann auf die geröteten Bänder. Ein Zittern durchlief ihren Körper, daß sie sich fest an das Bett klammerte. Als sie Dr. Jordan erblickte, der nun zu Häupten des Toten trat, durchzuckte es sie wie ein Schlag. Das starre Auge fing zu leuchten an, es lag wie Sonnenschein darin, der aber wieder erstarb, wenn sie den Toten ansah. Der Mund bewegte sich heftig. Sie beugte sich vor und sank leblos zu Boden.

Als Frau Rawen eine Stunde später wieder zum Bewußtsein kam, war das Leblose, Starre aus ihren Augen geschwunden, das verzerrte Lächeln, das viele Monate lang ihr Gesicht entstellte hatte, wich einem Ausdruck der Trauer. Lange blickte sie Lucie ins Gesicht, die mit feuchten Augen lächelte.

„Du, Du, nicht wahr, ich war lange — — —“

„— Krank, gewiß, liebe Mama, aber nun bist Du gesund,“ unterbrach Lucie die zitternden Worte.

Wieder schwieg Frau Rawen. Sie sann offenbar nach. Nach einer langen Weile erst fragte sie neuerdings. „Und der Tote, dort unten, war . . . Eichenreu?“

Die junge Frau bejahte: „Mein Gatte.“

Der graue Kopf bewegte sich hastig: „So, . . . und Max —?“

„Er wird kommen, bald kommen.“

Dr. Jordan trat ein. Frau Rawen machte eine Geberde des Schreckens, aber als sie ihn näher ansah, wurde sie ruhiger.

„Verzeihung, gnädige Frau,“ wandte sich der alte Arzt mit einer tiefen Verbeugung zu derselben, „daß ich als Unbekannter in Ihr Haus dringe. Doktor Jordan ist mein Name. Ich bin Arzt. In Verhinderung meines Freundes und Kollegen Bollant folgte ich der durch den Diener von Frau von Eichenreu überbrachten Aufforderung, auf das Gut zu kommen, um einem Knechte beizustehen, der sich einen Beinbruch zugezogen.“

Frau Rawen neigte freundlich den Kopf. „O, ich danke Ihnen, Herr Doktor.“ — Sie reichte dem Arzte die Hand.

„Mein Freund Bollant ist jetzt soeben mit dem Knechte beschäftigt, während ich kam, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Aber es ist ja alles gut,“ sagte Dr. Jordan, nachdem er

der alten Frau den Puls gefühlt und seine Hand über ihre Stirne gelegt. „Ein wenig Fieber, das aber in kurzer Zeit verschwunden sein wird. Nun kann ich Bollant ein wenig helfen gehen.“

Der Alte, welcher selbst tief erschüttert war, empfahl sich. Der ihm bis zur Thüre das Geleite gebenden Lucie flüsterte er auf einen fragenden Blick zu: „Sie können ihr in Gottes Namen alles sagen, nur ein wenig vorsichtig. Es ist so besser, wenn Sie ihr alles mitteilen. Sie ist gerettet, die geistige Nacht vorüber. Sie wird die Kraft haben, alles anzuhören.“

Er hatte recht. Die alte Frau verlangte, als sie mit ihrer Tochter allein war, dringend Aufklärung über alles. Und ob sie auch manchmal die Augen schloß, sich zur Seite wandte, um die Thränen zu verbergen, die sie erschütterten, sie blieb gefaßt. Ihr Geist war klar geworden und nur wie die Erinnerung an einen dumpfen Traum lag die Zeit seit ihres Gatten Tode hinter ihr.

Ihrem Wunsche gemäß erschienen Dr. Bollant und Dr. Jordan trotz der vorgeklärten Stunde noch an ihrem Lager. In herzlichster Weise dankte sie denselben, insbesondere Dr. Bollant für die thatkräftige Teilnahme an Lucies Geschicken.

Zu dieser selbst sah sie mit einem Gefühle dankbarer Freude auf. Sie strich der bleichen, jungen Frau zärtlich über das leidende Gesicht.

Lucie war erst, in einer weichen Stimmung, die der mutigen Frau sonst fremd war. Sie sprach nur wenig, nach innen gekehrt waren ihre Gedanken.

Der alte Jordan behandelte sie mit einem gewissen, ehrfürchtigen Respekt. Ein wenig besorgt sah er in diese, trotz ihrer herrlichen Züge, in die klaren, hellen Augen. „Wenn jetzt nur nicht ein Rückschlag eintritt und die kolossale Nervenspannung sie krank macht,“ bemerkte er zu seinem Freunde auf der Rückfahrt nach Bärenstein.

„Ich glaube, wir können beruhigt sein,“ erwiderte Dr. Bollant, „sie hat stärkere Nerven als wir zwei. Geradezu von Stahl. Denn ich sage Dir, die Arme hat den Eichenreu geheiratet, trotzdem sie ihn in dem Verdachte hatte, der Mörder Namens zu sein. Ja, ich sage sogar, weil sie ihn für den Thäter hielt.“ — „Dann wird sie auch das überleben. Natürlich, sie wird an der Freude nicht krank werden,“ gab Jordan nun zu. „Dann freilich nicht.“

Auf halbem Wege kam ihnen ein Reiter entgegengetrabi. Dr. Bollant erkannte in der mildernden Beleuchtung des Mondes schon von weitem seinen Nefen, den Hauptmann Kidel.

„Ich wollte jetzt im Auftrage der Tante nach dem Gut hinausreiten, um zu sehen, ob etwas vorgefallen. Tante meinte, daß vielleicht zwischen Herrn von Eichenreu und Herrn Doktor Jordan ein Zusammenstoß erfolgt sei. So lange konnte auch ich mir das Ausbleiben der Herren nicht erklären. Aber es scheint doch etwas gewesen zu sein?“

[Schluß folgt.]

## ✻ Allerlei. ✻

**Goethes praktischer Sinn.** Aus den neuen Goethebriefen der Weimarer Ausgabe wird einiges über Goethes häuslichen Sinn berichtet. Ein Talent, auf das Goethe noch als Achtzigjähriger stolz war, war auch die Kunst — ein Paket machen zu können. Hierüber berichtet L. A. J. Duâtelet, Direktor der Sternwarte in Brüssel, der 1829 im Goetheschen Hause Goethes 80. Geburtstag mitfeierte. Duâtelet machte im Sommer 1829 mit seiner Gemahlin eine wissenschaftliche Reise nach Deutschland, von der er sehr ausführlich in seinem Werke: „Sciences mathématiques et physiques chez les Belges au commencement du 19 siècle“ erzählt. In Berlin, wo er eine kurze Zeit auf der Sternwarte bei Ende arbeitete, erhielt er von Zelter und Mendelssohn Einführungsschreiben, die ihm das Haus Goethes öffneten. Nach seiner Ankunft in Weimar stellte Goethe Duâtelet seine Instrumente zu wissenschaftlichen Zwecken zur Verfügung und schenkte ihm einige Gläser, die Goethe selbst bei Versuchen über die Polarisation gebraucht hatte. Diese Gläser und das Heft „zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie“ packte Goethe eigenhändig in Pappdeckel, wobei er lächelnd bemerkte: „Ich will Ihnen vor Ihrer Abreise, werter Herr Duâtelet, die Probe eines Talentes geben, das man sicherlich nicht bei mir sucht; ich schmeichle mir nämlich ganz besonders, ein Paket machen zu können.“ Auf das Paket, das Goethe sorgfältig versiegelt hatte, schrieb Goethe folgende Widmung: „Herrn Direktor Duâtelet, zu geneigtem Andenken des 28. August 1829.“ — Der höchst erfreulichen Umerhaltung nicht zu vergessen.“ Duâtelet blieb eine volle Woche in Weimar und begab sich dann nach Heidelberg zur dortigen Versammlung der Naturforscher und Ärzte. Duâtelet, dem man 1880 in Brüssel ein Denkmal errichtet hat, rühmt auch die feste Handschrift Goethes, die eher dem Stichel eines Kupferstechers als der Hand eines Achtzigjährigen anzugehören schien.

**Der Briefmarken Anomat.** Folgende löbliche Geschichte erzählt das „Echo de Paris“: Auf dem Théâtre Français-Platz befindet sich ein Postamt; in diesem Postamt kann man einen Apparat bewundern, der Briefmarken verteuern soll. Der Apparat ist sehr hübsch und eine wirkliche Zierde des Postamts. Man braucht nur, wie ein daneben hängender Zettel belehrt, ein Zweifous-Stück und ein Sou-Stück in zwei parallel laufende Oeffnungen zu werfen, dann kommt sofort aus einer dritten Oeffnung eine Briefmarke heraus. Wir warfen nun genau nach Vorschrift ein Zweifous-Stück und ein Sou-Stück in die dafür bestimmten Oeffnungen, und heraus kam . . . nichts. Das teilten wir unterthänigst einem der Postbeamten mit, der uns unfreundlich erwiderte: „Haben Sie denn am Apparat „toc, toc, toc“ gemacht?“ — „Toc, toc“ habe ich allerdings

nicht gemacht. . .“ — „Na, also! Wie soll denn der Beamte Zeit haben, die Marke hineinzulegen?“ Wir sahen den Mann „mit offenem Munde“ an und fragten verwundert: „Ja, ist denn der Apparat nicht automatisch?“ In diesem Augenblick kam der Postinspektor hinzu und sagte kurz: „Geben Sie dem Herrn eine Marke!“ Und statt einer Erklärung gab man uns eine Briefmarke. Ein Herr, der dieser Szene beigewohnt hatte, warf „der Wissenschaft wegen“ auch drei Sous in den Apparat, erhob dann am Schalter, wie wir, Protest und bekam sofort eine Briefmarke. Es ist eine geradezu epoch-machende Einrichtung!

**Die Bernhardiner Hunde und das Telephon.** Ein französischer Tourist, der kürzlich von Martigny über den St. Bernhards-Paß ging, geriet etwa eine Stunde unterhalb der Paßhöhe in einen dichten Nebel. Da es ihm nicht ratfam erschien, weiter zu gehen, setzte er sich auf einen Felsblock und wartete auf die berühmten Bernhardiner Hunde, die ihn auffinden und geleiten sollten. Aber es kam kein Hund; nach einer Stunde Wartens verzog sich der Nebel und der Reisende erreichte wohlbehalten das Hospiz. Dort erkundigte er sich bei den Priestern, weshalb kein Hund ausgesandt worden wäre, und erhielt die Auskunft, daß die Hunde nur mehr auf telephonischen Anruf ausgesandt werden. So sonderbar das klingt, so guten Grund hat die Einrichtung in den bestehenden Verhältnissen. Der St. Bernhards-Paß, dessen Höhenwege während acht Monate im Jahre mit Schnee bedeckt sind, wird jetzt auf einer wohlgeführten und wohlgehaltenen Straße überschritten, an deren Rehren Schutzhütten angebaut sind, die selbst bei Nebel gesehen werden können, die immer offen, gegen Sturm und Schnee Schutz gewähren. Jede dieser Schutzhütten ist mit dem Hospiz telephonisch verbunden, so daß der Wanderer bei bedenklichem Wetter, starker Erschöpfung durch das Telephon um Hilfe bitten kann. Diese Einrichtung ist zu beiden Seiten des Passes allgemein bekannt und wird jedem Landfremden, der dieses Weges zieht, in den Thälern von Wallis und Piemont mitgeteilt. Wenn nun solch ein telephonischer Hilferuf kommt, so weiß man im Hospiz sofort, von welcher Schutzhütte aus die Hilfe erbeten wurde. Dann wird ein Mann und ein Hund ausgesandt. Der Hund trägt ein Körbchen um den Hals, in dem Brot, Käse und Wein enthalten sind; er mittelt schon auf 20 Minuten Distanz den Menschen und läuft nun voraus mit seiner Labung. Diese Einrichtung erleichtert die sichere Hilfe und erspart den Insassen des Hospizes oft das unnötige planlose oder vergebliche Absuchen des Passes, und es war nur Verstand des Franzosen, daß er sich vorher nicht erkundigt hatte. Der St. Bernhards-Paß ist heute noch sehr stark frequentiert. Das Hospiz bewirbt jährlich 4000—5000 Touristen, 5000—6000 Pilger und etwa 15000 piemontische Arbeiter, die in der Schweiz Arbeit suchen. Selbst im strengsten Winter passieren sechs bis acht Gäste täglich das Hospiz.

Unsere Bilder.

**Der Limonade.** Weckerzick, der bekannte Schöpfer humoristischer Bilderzelen aus dem Tierleben, dessen drolliges Katzenbild „Sieben Mädchen und kein Mann“ wohl die meisten unserer Leser im Gedächtnis haben, führt uns heute ins „Affencafé“, wo ein alter Schimpanse mit seinem Söhnchen vor einem Glase erfrischender Limonade sitzt. Urförmlich wirkt es, wie der junge ernsthaft an seinem Strohhalm saugt, während der alte bedächtig den kühlen Trank schlürft, die Brust geschwellt von Stolz auf seinen Sprößling, der alles wichtig nachahmt, wie es eben nur ein richtiger Affe nachmachen kann.

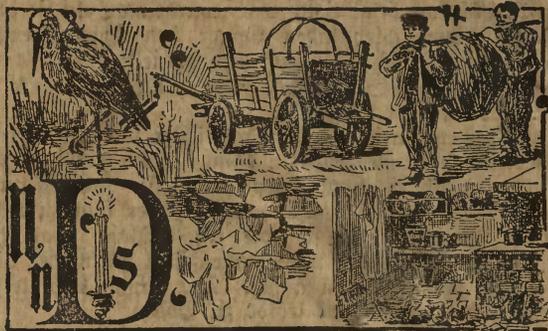
**Die Staaten Europas,** die eine starke Armee zu unterhalten haben, werden augenblicklich sehr beschäftigt durch die Frage der Bewaffnung der Artillerie. Während es den militärischen Behörden gemeiniglich nicht schwer fällt, die Frage der Einführung eines neuen Gewehres zu beantworten, erheischt die Lösung der schweren Ballistik immer größere Schwierigkeiten. Die Frage, die dabei in erster Linie in Betracht kommt, ist heute nicht mehr die, welchen Verschluss soll das moderne Feldgeschütz haben, sondern wie ist der Unterbau am vorteilhaftesten und so zu konstruieren, daß der Rücklauf des Geschützes nach Möglichkeit ganz vermieden wird. In Deutschland ist die Lösung nach der Richtung herbeigeführt worden, daß wir ein Geschütz in der Armee eingeführt haben, welches durch einen am Lafettenschwanz angebrachten Sporn, der sich eingräbt, möglichst vor Rücklauf bewahrt wird, welches ferner durch einen vertikal angebrachten Zapfen im Gegensatz zu den früheren horizontalen zwei Schildezapfen des Rohres eine größere Bewegungsfähigkeit des Rohres gestattet und welches dritten einen leichter zur Hand habenden Verschluss besitzt. Auch Frankreich hat neuerdings ein neues Geschütz eingeführt, das bei den französischen Manövern vor dem Kaiser Nikolaus gewissermaßen seine Feuerprobe bestand. Unser Bild zeigt, wie der Zar die neuen französischen Feldgeschütze einer genauen Prüfung unterzieht.

**Die Frauenbewegung** hat nun auch in der Türkei Eingang gefunden. Hier sind es gerade die Frauen der höchsten Familien, die sich zur Emanzipation bekennen, ist doch das Weib in der Türkei geradzu die Sklavin des Mannes, der über sie volles Eigentumsrecht wie über jede andere Sache seines Besitzes ausübt. In dieser unwürdigen Stellung des Weibes zum Manne liegt namentlich die Energie der türkischen Frauenbewegung. Die Führerin der Bewegung ist ein Mitglied des Kaiserhauses, die Prinzessin Hairie Hanen, deren Bild wir bringen.

**Eine in der Geschichte der deutschen Lehrerschaft** wohl einzig dastehende Ehrung ist dem Kieler Gelehrten Dr. Heinrich Schröder zu teil geworden. Seit Jahren hatte er sich bemüht, auf Grund sorgfältiger Untersuchungen die Schäden des heute geltenden Besoldungsplans für die Lehrer an den höheren Schulen Deutschlands nachzuweisen. Er hat seine Sache so energisch verfochten, daß man sich seinen Forderungen nicht ganz verschließen konnte. Daß es dazu kam, dankt die deutsche Lehrerschaft dem Vorgehen des Dr. Schröder, und sie hat sich selbst geehrt, indem sie dieses Streben durch eine Dotation von 100000 Mark, die sie dem jungen Gelehrten überwies, öffentlich anerkannte und ehrte.

Nachtisch.

1. Bilderrätsel.



2. Zahlenrätsel.

- 1 2 3 3 4 5 Schweizer Kanton,
- 4 5 6 7 8 6 Fluß in Oesterreich,
- 9 10 11 12 7 10 Männlicher Vorname,
- 10 9 3 13 14 4 Altgriechische Stadt,
- 4 15 9 7 9 Kaiserin im 8. Jahrhundert,
- 9 16 9 10 9 Nordischer Missionar,
- 5 2 13 14 4 15 Humort,
- 2 5 4 9 7 Erdteil,
- 2 15 2 15 2 17 Berg in Asien,
- 17 9 15 13 5 4 18 14 6 15 9 Miße.

Wenn an Stelle der Zahlen diejenigen Buchstaben gesetzt sind, welche die angeedeuteten Worte bilden, so ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben der letzteren, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort.

3. Silberrätsel.

as beck di dre eh he hel in ki kop la li ly ma mi ne ner o os ra ram ren see ses sor su te ti tra us ver we wil

Aus vorstehenden Silben sind 11 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Lustspiel, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Verfasser ergeben. Die einzelnen Worte bedeuten: 1. weiblicher Vorname, 2. eine Stadt in Nordost-Afrika, 3. Eine Insel, 4. ein Nebenfluß der Loire, 5. ein Fernrohr, 6. eine Figur aus der Oper Aida, 7. ein See in Schweden, 8. ein berühmter Maler, 9. ein Instrument, 10. eine Hafen- und Handelsstadt in Syrien, 11. ein römischer Komödiendichter.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

- 1. Knecht Ruprecht befindet sich rechts auf dem Bilde. Sein Bart endigt in den unteren Baumstamm, die weiße Felmütze wird von den Zweigen des Strauches gebildet.
- 2. Epoleto, Benares, Leontes, Beonore, Solanio, Paertes.

Lustiges.

Hyperbel.



Chef (morgens zur Kontoristin): „Zehn Minuten nach acht schon, Fräulein Meyer! Sie thun ja gerade, als ob Sie hier zu einem Rendezvous kämen!“

Standesgemäße Vorlage.

Ihre Söhne, Herr Kommerzienrat, sollen ja sehr viel Talent zur Kunst haben! Wo mit beschäftigen Sie sie denn in ihren Mußestunden?“

„Ich lass' sie zeichnen de Bildsche von de Tausendmarkschein!“

Dressur.

Dame: „Nun, was macht denn Ihr hübsches Hündchen, hat es sich schon an ihre junge Frau gewöhnt?“

Herr: „O gewiß, jetzt frißt es sogar schon, was sie kocht.“

Raum zu befürchten.

Gattin: „Wenn ich nur wüßte, warum Du Dich jeden Abend betrinkst! Wo liegt denn da das Vergnügen?“

Gatte: „Na, Du, das sag' ich Dir nicht, sonst thust Du's am Ende auch!“

Doppelsinnig.

Onkel: „Trink nicht so viel, Karl, sondern arbeite, spare, und glaube mir: Du hast keinen besseren Freund als mich!“

Neffe (der vom Onkel Geld erwartet): „Und diese Versicherung soll ich für bare Münze nehmen?“

Unter Dieben.

„Sieh mal, wie elegant geht die Anna rumläuft!“

„Ja, die hat sich ganz schein rausgemauert!“

Der Wetterprophet zu Hause.

Professor (sehr wütend): „Kinder, wenn Ihr jetzt nicht gleich artig und ruhig seid, prophezie ich für die ganzen Ferien schlechtes Wetter!“

Entschuldigt.

Richter: „Bei dem Einbruch in das Damenmäntelgeschäft sollen Sie Ihrem Manne behilflich gewesen sein; wie kamen Sie dazu?“

Angeklagte: „Er hat früher immer Sachen mitgebracht, die mir nicht gepaßt haben.“

Vom Regen in die Traufe.

Eitler Schwätzer: „Sagen Sie nur ihrem Manne, ich sei empört, daß er gestern während meines Vortrages laut gesprochen hat.“

Frau: „Mein Mann? Nein — dazu ist er doch zu gebildet! Sollte er wirklich gesprochen haben — dann hat er es höchstens im Schlaf gethan!“